

LIBYEN

Tod eines Tyrannen

Muammar al-Gaddafi, 69, suchte im Leben wie im Tod, im Sieg wie in der Niederlage die ganz große Bühne – nach einem Angriff der Nato wurde er nahe seiner Heimatstadt Sirt von Rebellen erschossen. Den neuen Herren von Libyen bleibt der Diktator noch als Leiche eine Last.

Dass es in etwa so kommen würde, dass es in einem blutigen Showdown enden könnte – er hat es mit der ihm eigenen Mischung aus Pathos und Paranoia vorausgesehen: *Die richtige Haltung ist die Konfrontation. Der Tod ist ein verbissener Feind, es gibt keinen Waffenstillstand mit ihm. – Ich selbst habe beschlossen, in die Hölle zu fliehen*, schreibt Muammar al-Gaddafi, Libyens Revolutionsführer, in seinen Kurzgeschichten Anfang der Neunziger. Da hält er sich schon seit über 20 Jahren an der Macht, und doch sollte es gerade erst Halbzeit sein in der fast 42-jährigen Tyrannei.

Am 20. Oktober 2011, gegen 8.30 Uhr Ortszeit in der Wüstenstadt Sirt, erfüllt sich dann die Prophezeiung.

Nato-Truppen spüren ihn wohl auf in seiner letzten Bastion, die er mit seinen Getreuen zwei Monate lang gegen Luftangriffe der Alliierten und eine Übermacht der Rebellen gehalten hat und die er nun in einem etwa 75 Fahrzeuge zählenden Konvoi Richtung Westen verlassen will – offensichtlich, weil er keinen anderen Ausweg mehr sieht als die Flucht in die Wüste. Nach einem ersten Angriff französischer Kampffjets biegen 20 Fahrzeuge nach Süden ab, beladen mit „einer erheblichen Menge Waffen und Munition“, wie die Nato sagt. Wieder greifen die Flugzeuge an, zehn Autos werden zerstört, die Flucht ist gestoppt. Die Nato-Piloten könnten die übrigen Pick-ups mit einem Knopfdruck in Flammen aufgehen lassen, halten sich aber zurück. Sie wollen den libyschen Kämpfern, die bereits die Verfolgung aufgenommen haben, den Triumph nicht streitig machen.

Der Tyrann ist verwundet, kann sich aus einem der Wagen aber ein paar Meter weg von der Straße in ein großes Entwässerungsrohr am Wegrand flüchten, rauer Beton, etwa ein Meter Durchmesser. Er ist eingekesselt – ausgerechnet der Mann, der seine Feinde als „Ratten“ schmähte, muss sich in einem Loch voller Ungeziefer verkriechen. Alles, was ihm bleibt, sind eine Handvoll Bodyguards an seiner Seite und seine goldene Pistole.

Umran Schaaban, 21, will in den entscheidenden Momenten nicht weit von dem Rohr entfernt gewesen sein. Es sei



Rebellen, Gaddafi-Leiche in Misurata: „Der Tod ist ein verbissener Feind, es gibt keinen

zu einem Schusswechsel mit zwei Soldaten gekommen, sagt der Rebellenkämpfer, sie seien getötet worden. Der Rest habe sich bald ergeben. „Gaddafi ist hier. Er ist verletzt“, habe einer gerufen. „Als ich in das Rohr kroch, habe ich seinen Krauskopf gesehen und mich sofort auf ihn gestürzt“, berichtet Schaaban.

Zu diesem Zeitpunkt ist Gaddafi noch am Leben, allerdings verwundet an Kopf und Brust. „Was ist hier los?“, soll er gefragt haben. „Nicht schießen!“ Gemeinsam zerren die Kämpfer ihn aus seinem

Versteck. Die goldene Pistole nehmen sie an sich und posieren für die Kameras. Auch einen von Gaddafis Schuhen, sein Satellitentelefon, ein braunes Tuch und einen Sack voller Amulette hätten sie ge-griffen, berichtet ein Kämpfer. Ein wackeliges Handy-Video zeigt den taumelnden Diktator, seine Locken verklebt von Blut, das aus einer klaffenden Wunde an der linken Schläfe rinnt. Er ist umringt von Kämpfern. Einer zieht ihn an den Haaren, andere schlagen auf ihn ein. Gaddafi wischt sich apathisch Blut aus dem

Gesicht. Ein Rebell soll ihn mit einem Gewehrkolben malträtiert haben.

Die Rebellen bringen Gaddafi in einem Krankenwagen in die zwei Stunden entfernte Hafenstadt Misurata, eine der besonders umkämpften Städte des libyschen Bürgerkriegs. Er wird begleitet von etwa hundert Fahrzeugen voller jubelnder Kämpfer und ununterbrochenen Allahu-Akbar-Rufen: Gott ist groß. In Misurata kommt Gaddafi nicht lebend an.

Offiziell heißt es, er sei auf dem Weg seinen Verletzungen erlegen. Einiges spricht eher für eine Exekution: Aufnahmen der Leiche zeigen Einschusslöcher in Stirn und Schläfe. Forensiker sagen, die Schüsse wurden aus kurzer Entfernung abgefeuert. Ein Arzt, der die Leiche in Misurata untersucht hat, sagt, Gaddafi sei durch Schüsse aus nächster Nähe in Kopf und Bauch gestorben. Ein Kämpfer behauptet, dass Gaddafi mit einer 9-Millimeter-Pistole erschossen wurde. Auf eine offizielle Obduktion will die neue politische Führung verzichten.

In Misurata stellen sie die Leiche des ehemaligen Peinigers zur Schau. Sie posieren mit dem Toten, der, mit nacktem Oberkörper aufgebahrt, von Haus zu Haus gereicht wird wie eine Trophäe und am Freitag schließlich in der Lobby eines Privathauses am Afrikanischen Markt liegt. Ein Kühlapparat hängt an der Wand. Auf dem Fußboden liegt der Tote auf einer dünnen Matratze, den Kopf nach links gesenkt, die Arme eng am Körper, nur mit einer braunen Hose bekleidet. Am Eingang kommt es zu Handgemengen, jeder will einen letzten Blick auf die Leiche werfen, ein Foto machen in einer Mischung aus Voyeurismus und dem Bedürfnis nach Gewissheit.

Die Menschen schweigen, sie reden nicht über das, was sie erlebt und gesehen haben. Einer trägt ein Polohemd, ein junger Mann eigentlich. Sein linkes Bein ist verwundet, sein rechtes Bein fehlt zur Hälfte. Es liegt ein weißer, frischer Verband über dem Stumpf. Zwei Männer stützen ihn. Er sieht Gaddafi an. Gegen ihn hat er gekämpft, er hat ihn zum Krüppel gemacht. Aber nun ist nicht er erledigt, sondern Gaddafi. Er ist der Sieger. Neben ihm hockt noch einer. Er trägt eine Uniform. Dieser Mann spreizt zwei Finger zum Victory-Zeichen. Er hält sie dem toten Diktator mitten ins Gesicht.

So verständlich die Übergriffe bei alldem aufgestauten Hass auch sind, so ist doch eine große Chance vertan: Es wird keinen Prozess gegen den Diktator geben, damit wohl auch keine gründliche Aufarbeitung der Geschichte. Und ein wenig von der moralischen Überlegenheit, die die Revolutionäre gegenüber dem alten Regime auszeichnete, ist durch den Umgang mit der Leiche auch verlorengegangen.

Die Rebellen, die es vor acht Monaten gewagt haben, gegen ihn aufzustehen,



MARCEL WETTELSEFEN / DER SPIEGEL

Waffenstillstand mit ihm – ich habe selbst beschlossen, in die Hölle zu fliehen“

und die im Nationalen Übergangsrat ihre politische Vertretung besitzen, haben ihr Ziel erreicht. Aber auch Paris, London und die Vereinigten Staaten, die den Europäern bei der Operation gegen das Regime des Tyrannen den Vortritt ließen, dürfen sich als Sieger fühlen. Sie verhinderten durch Luftschläge im Februar ein von Gaddafi offen angedrohtes Massaker in Bengasi – abgedeckt durch einen Beschluss im Uno-Sicherheitsrat, dem die Bundesregierung ihre Zustimmung verweigerte. Die deutsche Enthaltung, ausgerechnet an der Seite der Russen und Chinesen, wurde allgemein als Brückierung der Bündnispartner empfunden. Ex-Außenminister Joschka Fischer nannte sie im SPIEGEL-Gespräch „ein einziges Debakel, vielleicht das größte seit Gründung der Bundesrepublik“.

Die Westmächte legten ihr Mandat großzügig aus und wirkten im Kampf gegen Gaddafi de facto als Luftwaffe der Rebellen. Sie stellten ihnen heimlich Militärberater und wohl auch Waffen zur Verfügung – mit dem erkennbaren Ziel des Regimewechsels in Tripolis: Nur so, hieß die hinter vorgehaltener Hand gelieferte Begründung, sei der von der Resolution geforderte „Schutz der Zivilbevölkerung“ wirklich zu erreichen. Der Erfolg gab ihnen recht. Zum politischen Triumph konnte der Feldzug allerdings nur aus einem Grund werden: Anders als bei dem mit Lügen begründeten und ohne Uno-Beschluss geführten Irak-Krieg 2003 wussten London und Washington diesmal fast den ganzen Nahen Osten hinter sich. Die Arabische Liga hatte die Flugverbotszone für die Gaddafi-Streitkräfte gefordert, die in der Organisation der Islamischen Konferenz verbündeten Staaten ebenso. Mit Katar und den Vereinigten Arabischen Emiraten beteiligten sich sogar zwei Regionalstaaten an den Kampfhandlungen.

Seit diesem historischen Donnerstag steht jedenfalls eines fest: Exzellenz Revolutionsführer, Bruder Nummer eins seines Volkes, großwahn sinniger und gefürchteter Diktator, lange Paria, dann Partner des Westens, ist Geschichte.

Ganz Libyen bricht in einen kollektiven Freudentaumel aus, als sich die Nachricht herumspricht. Im Radisson Hotel an der Uferstraße von Tripolis tanzen die Rezeptionisten auf dem Empfangstisch, immer mehr Menschen strömen von der Straße herein, Uniformierte, junge Männer in Jeans, verschleierte und unver-schleierte Frauen. Sie klatschen, singen, lachen. „Erst jetzt sind wir wirklich frei“,

ruft einer. Und immer wieder skandieren sie seinen Spottnamen: „Schafschufa! Schafschufa!“ Krauskopf bedeutet das, und manche ziehen zum einstigen „Grünen Platz“ im Zentrum, der jetzt „Märtyrerplatz“ heißt, schminken sich die Lippen rot und ziehen Perücken auf, um den so lange Gefürchteten zu verspotten. Es ist Karneval im Land, und ein bisschen ist es auch ein Exorzismus, der Versuch einer Dämonenvertreibung.

Ahmed Kara wird während seiner Sprechstunde aufgeschreckt. In seiner psychiatrischen Klinik behandelt er gerade eine Frau wegen Depressionen, ausgelöst durch die Kriegstraumata der vergangenen Monate. Da peitscht Salve über Salve vor



Revolutionsführer Gaddafi in Bengasi 1973: „Der Kerl ist ein Psychopath“

seinem Fenster. „Fuck you“, schreit der Arzt. Er hasst das Herumgeballere, erst am Tag zuvor ist durch einen verirrten Schuss bei einem solchen Macho-Gehabe ein Bekannter ums Leben gekommen. „Schrecklich, die fühlen sich alle wie John Wayne, jetzt, da sie Knarren haben.“

Viele seiner Patienten haben posttraumatische Störungen, sie haben in den Straßen Kinderleichen gesehen, abgetrennte Gliedmaßen. Sie brauchen alles, nur kein Gewehrfeuer, auch wenn es ein Freudenfeuer sein soll. Erst in diesem Moment erfährt der Doktor, dass Sirt gefallen ist. Dann, dass die Aufständischen Gaddafi gefasst haben. Dann, dass er tot ist. Er schaltet den Fernseher ein, sieht die Bilder des Tyrannen – er ist es. Der Mann, der für die Leiden so vieler seiner Patienten verantwortlich ist.

Oft sei er gefragt worden, wie Gaddafi tickte, erzählt der Arzt. Er holt sich ein Stück Papier, malt einen Strich in die Mitte. „Das“, sagt Kara, „ist normal.“ Er zieht links und rechts von der Mitte zwei weitere Striche. „Das sind diejenigen, die ein wenig abweichen, die Borderline-Ver-

dächtigen.“ Dann malt er drei Striche an den Rand des Papiers. „Und hier, ganz außen, gibt es nur mehr ganz, ganz wenige, die wirklich bösen, zutiefst gestörten Menschen. Über die wissen wir nicht viel.“ Es gebe sie nur alle paar Jahrzehnte einmal, sagt Kara. Er nennt die Namen Stalin, Hitler. Und Gaddafi.

Der Libyer ist eine historische Gestalt, eine Figur der internationalen Politik, wie es keine zweite mehr gibt, sein Volk gnadenlos ausbeutend und doch offensichtlich zutiefst davon überzeugt gewesen, von ihm geliebt zu werden. Einer, der immer glaubte, Libyen sei für ihn zu klein, er müsse in der Champions League der Weltenlenker spielen.

„Der Kerl ist ein Psychopath“, meinte einst Ägyptens Präsident Anwar al-Sadat und prophezeite ihm 1978 einen frühen Tod durch Attentäter. Doch der Friedensnobelpreisträger irrte – die Mörder erwischten ihn, nicht den Libyer. „Einen tollwütigen Hund, dem man sein blutiges Handwerk legen muss“, nannte Ronald Reagan den Mann, der in einer Berliner Discothek amerikanische Soldaten hatte ermorden lassen, und legte 1986 Teile von dessen Hauptquartier in Tripolis in Trümmer. Der Oberst überlebte. Er hat, seit er 1969 gemeinsam mit jungen Offizieren den verknöcherten König Idris wegputschte, acht amerikanische Präsidenten und sechs Bundeskanzler kommen und gehen sehen.

Es war immer leicht, den Mann mit seinen Phantasieuniformen, seinen extravaganten weiblichen Bodyguards und schrillen Phrasen als eine Art Pausenclown der internationalen Politik abzutun, ihn auf seine manchmal geradezu außerirdische Skurrilität zu reduzieren – etwa wenn er sich mit einer Art Spielzeugkronen als „König der Könige“ von Afrika feiern ließ. Oder behauptete, mit seinem selbstverfassten „Grünen Buch“ alle „ökonomischen und sozialen Probleme der Welt bewältigt“ zu haben.

Doch ihn auf seine Skurrilität zu reduzieren, auf die überall zu Staatsbesuchen mitgenommenen Wüstenzelte und Kamelstuten, die Operetten-Ordensspracht, wird seiner Rolle nicht gerecht. Muammar al-Gaddafi war ein Exzentriker, ein Erratiker, ein Egomane. Aber auch ein Visionär und Massenmörder – einer mit vielen heimlichen und unheimlichen Freunden, gerade im Westen. Und er kam nicht einfach so aus dem Nebel der Geschichte, als zufälliges Sandkorn eines Wüstensturms.

Gaddafis Großvater gehörte zu den über 100 000 Libyern, die im Kampf gegen die brutale italienische Kolonialmacht fielen. Der verhasste Benito Mussolini sprach von dem nordafrikanischen Land verächtlich als „eine große Büchse Sand“ und schmückte sich provozierend mit dem Titel „Schutzherr des Islam“. Die fremden Herren verhinderten gezielt, dass Einheimische in Führungspositionen aufrücken konnten, eine allgemeine Schulbildung gab es nicht. Das Leben war bestimmt vom Clan, vom Hüten der Ziegen, der Nomaden-Suche nach Wasserstellen – auch für den Jungen, der 1942 in einem Dorf bei Sirt geboren wurde.

Landes profitierten nur seine Günstlinge: „Ich habe Libyen geschaffen, ich kann es auch zerstören“, sagte er in einem seiner bizarren Wüstenzelt-Interviews.

Er versuchte immer wieder, arabische Nachbarstaaten, später auch zentralafrikanische, zu einem Großreich unter seiner Führung zusammenzuschließen. Als er scheiterte, begann er damit, so ziemlich alle terroristischen Organisationen der Welt zu finanzieren, von der IRA in Nordirland bis zur deutschen RAF, von der kolumbianischen Farc bis zum palästinensischen Schwarzen September. Er sah sie ausnahmslos als Underdogs, deren Kampf gegen die Mächtigen legitim war.

Italiens Premier Silvio Berlusconi wurde ihm zum „lieben Freund“, Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy legte ihm beim Staatsbesuch in Paris den roten Teppich aus. Deals mit London und Berlin folgten, die zynische Bush-Cheney-Regierung flog sogar Terrorverdächtige nach Tripolis, um sie dort „hart“ verhören zu lassen. Nur die Schweiz legte sich vorsichtig mit dem Despoten an; sie hatte allen Grund dazu, wollte Gaddafi doch wegen der Strafverfolgung eines seiner gewalttätig gewordenen Söhne durch die Eidgenossen gleich die ganze Alpenrepublik auflösen lassen.

Der Revolutionsführer, berüchtigt für seine Folterkeller, schaffte es noch im Mai 2010, sein Land in den Uno-Menschen-



Terrorziele Berliner Discothek 1986, PanAm-Jumbo 1988, Skelette politischer Gefangener in Tripolis: „Ich liebe und fürchte die Massen“

Schon als Kind fällt Muammar al-Gaddafi durch seinen Ehrgeiz auf, und wegen seines brennenden Interesses an Geschichte: Er hasst die Fremdherrschaft und will sich an den Italienern für die erlittenen Erniedrigungen rächen, findet in dem Panarabisten Gamal Abd al-Nasser, der sich – Außenseiter wie Gaddafi – gegen alle Widerstände und Wahrscheinlichkeiten in Kairo an die Macht geputscht hat, ein Vorbild. Die einzige Aufstiegschance, erkennt der belächelte „Ziegenhirte“, ist die Armee.

In seiner Anfangszeit als Revolutionsführer wird er für viele in der Dritten Welt zu einem arabischen Che Guevara. Seine Überzeugung, dass Bildung unentgeltlich sein sollte, dass man mit Wohnraum kein Geld verdienen dürfe und sich das Volk in einer Art Räterepublik selbst regieren sollte, klang faszinierend. Schnell aber wurde klar, dass Gaddafi keinen dritten, liberalen Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus einschlug: Er zementierte mit seinen Thesen die absolute Herrschaft seines Familienclans. Von den immensen Öleinnahmen des

Mit äußerster Brutalität ging er nicht nur gegen Regimegegner im In- und Ausland vor, er ließ auch 1988 ein PanAm-Passagierflugzeug über Lockerbie in die Luft sprengen. Die Bombardierung seiner Residenz durch die Amerikaner hat ihn zugleich deprimiert und zu überschäumendem Tatendrang getrieben. Und so vehement er Reagans Angriff auf Tripolis anprangerte: Schlimmer noch als von der Weltmacht bestraft zu werden war es für Gaddafi, von ihr ignoriert zu werden: „Wie soll ich denn in dieser kranken Welt als Einziger wie ein Gesunder agieren?“

Die Entdeckung seiner Atomwaffenpläne durch die CIA verschaffte ihm 2003 die Gelegenheit zu einer spektakulären Volte. Der Revolutionsführer schwor allen Massenvernichtungswaffen ab und ließ das auch international überprüfen. Er zahlte den Lockerbie-Hinterbliebenen insgesamt 2,7 Milliarden Dollar Entschädigung. Er kaufte sich, sozusagen, zurück in die Völkerfamilie – und die nahm ihn mit einer geradezu erschreckenden Begeisterung wieder auf: Business as usual.

rechtsrat wählen zu lassen. Und das, obwohl er sich bei seiner Rede vor der Vollversammlung der Uno wenige Monate zuvor noch als Provokateur der schlimmsten Sorte aufgeführt hatte. Den Sicherheitsrat nannte er einen „Terrorrat“, riss Seiten aus der Uno-Charta und verkündete, Israel sei die Wurzel allen Übels der Welt und auch für das Attentat auf John F. Kennedy verantwortlich. Der afroamerikanische Präsident Obama allerdings sei „unser Sohn“. Anschließend schnitzte er seinen Namen in das Rednerpult.

Als der Arabische Frühling die autoritären Regime in Tunesien und Ägypten von der Macht vertreibt und sich im Februar 2011 auch in Libyen Widerstand zu regen beginnt, schlägt Gaddafi mit aller Brutalität zu. Er hat wohl seinen Libyern nie so ganz vertraut, und – als ewiger Sohn der Wüste – besonders wenig den Großstädtern. *Ja, ich liebe und fürchte die Massen*, hat er in seinem prophetischen Buch geschrieben. *Die Tyrannei eines Einzelnen ist die schändlichste aller Tyranneien, doch der Despot ist ein Einzelner, den die Gemeinschaft beseitigen*

kann, ja sogar ein unbedeutendes Individuum kann das tun.

Zuerst ging der Osten des Landes verloren, Bengasi wurde zur international anerkannten Hauptstadt der Gegenbewegung. Dann fiel Misurata, schließlich die Hauptstadt. Gaddafi hatte noch einmal einige denkwürdige Auftritte, einmal mit Regenschirm in der Hand, immer aggressiv und zum „Kampf bis auf den letzten Blutstropfen“ gegen die „Verräter“ entschlossen. Dann verschwand er Ende August von der Bildfläche und ließ sich nur noch gelegentlich über nach Syrien geschmuggelte Audiobotschaften vernehmen. Manche wollten ihn an der algerischen Grenze gesehen haben, einige wählten ihn schon im Exil.

Aber dieses eine Mal hielt er Wort: Er blieb bei seinen letzten Getreuen, glaubte bis zuletzt an die militärische Wende. Oder suchte in seiner Sehnsucht nach historischer Größe bewusst das heroische Ende, ohne zu erkennen, dass ihn mit seiner niederschmetternden Bilanz nicht viele als „Märtyrer“ werden sehen können. *Zuweilen ist der Tod feige und sticht von hinten zu oder lauert versteckt in der Erde. – Durch meine Flucht in die Hölle habe ich euch meine Seele entrissen*, fabulierte er schon vor zwei Jahrzehnten.

Dass er sich zum letzten Kampf nach Sirt zurückzog, war nur konsequent. Seine Heimat, das war für Muammar al-Gaddafi nicht die Stadt

an der Küstenstraße, ein Siedlungsknoten mit gut 130 000 Einwohnern – sondern ein menschenleerer Fleck gut eine halbe Stunde in die Wüste hinaus, eine Sandpiste in die rollenden Hügel hinein. Das Ensemble von Zelten, alten, grob zusammengeflackten und neuen, mit Betonpfählern verankerten, ist auf Satellitenbildern gut zu erkennen. Dort residierte er, dort empfing er seine Gäste – unter anderem auch den SPIEGEL, zuletzt im April 2010.

Gaddafi saß lieber in seinem zugigen alten Zelt als im klimatisierten neuen, auf primitiven weißen Plastikstühlen, und fächelte sich mit einem Palmwedel die Fliegen aus dem Gesicht. Doch auf dem Gartentisch stand ein Computer, der Beduine war gleichzeitig ein Nachrichten-Freak, der sich sein Weltbild zuletzt offenbar aus den Versatzstücken und Verschwörungstheorien aus dem Internet zusammenbaute.

In Sirt selbst, einer faden, bis zum Ausbruch der Kämpfe gepflegten, inzwischen aber weitgehend zerstörten Stadt, ließ der Oberst Anfang der neunziger Jahre ein Konferenzzentrum bauen, viel zu groß für die Stadt, an seinen panafrikanischen Ambitionen gemessen aber ge-

radezu bescheiden. Dort hatte Gaddafi vor genau einem Jahr, im Oktober 2010, seinen letzten großen internationalen Auftritt: auf einem Gipfel der Arabischen Liga, auf dessen Abschlussfoto er mit dem Tunesier Zine el-Abidine Ben Ali, dem Ägypter Husni Mubarak und dem Jemeniten Ali Abdullah Salih scherzend in der ersten Reihe steht. Zwei der vier Männer sind heute gestürzt, einer ist tot – und der vierte, der Jemenit, klammert sich verzweifelt an die Macht.

Mit der Eroberung von Sirt ist nach acht Monaten Kampf nun auch die geografische Teilung des Landes endgültig aufgehoben, der offiziellen Befreiung des gesamten Staates steht nichts mehr im



Arabische Herrscher in Sirt 2010*: „König der Könige“

Wege. Das setzt den so ambivalent zusammengesetzten Nationalen Übergangsrat aber auch unter Druck – was ihn bisher zur Einigung gezwungen hat, die finale Beseitigung des Tyrannen und seines Clans, ist nun vollzogen. Schon bisher erkennbare ideologische Differenzen der neuen Führung könnten nun offen ausbrechen. Regierungschef Mahmud Dschibril, der früher Gaddafis Wirtschaftsberater war und sich jetzt aus der großen Politik zurückziehen will, warnte sogar vor dem „Chaos“, das ausbrechen könnte.

Der Transformationsprozess soll nach dem Willen des Rats innerhalb von etwa acht Monaten zu demokratischen Wahlen führen. Doch es ist völlig unklar, ob solch ein Zeitplan realistisch ist. In Libyen, wo vier von fünf Staatsbürgern nur Gaddafi als Staatsführer kennen, hat es nie Parteien, Gewerkschaften oder eine unabhängige Justiz gegeben. Wie eine künftige Verfassung aussehen soll, weiß niemand, ebenso wenig, welche Rolle die Religion spielen soll.

* Tunesiens Ben Ali, Jemens Salih, Libyens Gaddafi, Ägyptens Mubarak beim Gipfel der Arabischen Liga.

Gaddafi hat die Islamisten brutal unterdrückt, der vielleicht populärste neue Mann in Libyen ist der Afghanistan-Veteran Abd al-Hakim Belhadsch, der sich in den vergangenen Jahren – und nach der Haft in amerikanischen und libyschen Gefängnissen einschließlich schlimmster Folter – angeblich vom Dschihadismus losgesagt hat. Nicht zuletzt durch den heldenhaften Kampf von Belhadschs Eliteeinheit fiel Tripolis relativ schnell in Rebellenhand, die Männer aus Bengasi gelten vielen als Lakaien des Westens.

Auch die verschiedenen Stämme, die für den Sieg Opfer gebracht haben, werden jetzt politische und wirtschaftliche Teilhabe einfordern. Und vielleicht das größte Problem sind die Gewehre und Pistolen, mit denen das ganze Land überschwemmt ist. Der Übergangsrat hat den Versuch, die Milizen zu entwaffnen, schon weitgehend aufgegeben. Über den Verbleib von Hunderten tragbaren Boden-Luft-Raketen, mit denen sich auch Passagierflugzeuge vom Himmel holen lassen, herrscht Rätselraten.

Nur in einem Punkt sind sich alle Landeskenner einig: Der Westen sollte sich mit Ratschlägen zurückhalten und nicht den Eindruck erwecken, die libysche Zukunft diktieren zu wollen. Auch auf die Gefahr hin, dass in einer Übergangszeit die Islamisten stärker werden sollten, als das Washington, Paris oder Berlin lieb ist.

Sic transit gloria mundi, so vergeht der Ruhm der Welt, hat in einer seltenen poetischen Aufwallung der italienische Premier Silvio Berlusconi über Gaddafi und sein Ende gesagt. Wie mancher andere westliche Politiker muss auch er fürchten, dass in den Archiven von Tripolis noch manches Unangenehme begraben liegt. Und vielleicht plaudert ja auch Saif al-Islam, der Gaddafisohn, den die Aufständischen am Freitag verletzt gefangen genommen haben wollen.

Angeblich ruht, verschüttet unter Trümmern, auch noch ein Romanfragment Gaddafis. „Tod und Auferstehung“ habe er es genannt, erzählte Libyens Peiniger seiner italienischen Biografin. Es klingt wie eine Drohung.

BASTIAN BERBNER, ERICH FOLLATH, BARBARA HARDINGHAUS, CHRISTOPH REUTER, BERNHARD ZAND



Video: Die Zukunft Libyens nach Gaddafi

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.